



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Ph. Sp.

247. *tg*

Erdmann,

Gleichn. v. Dillmann. 1856.

Ph. Sp.

247 tg

Edmann





Ph. Sp.  
247/1

Th. Sp. 247<sup>1/2</sup>

# Glaube und Wissenschaft.

Akademische Rede

zum Geburtstage S. M. des Königs

gehalten

von

**Dr. Erdmann,**

Professor in Halle.

---

Halle,

Druck und Verlag von H. W. Schmidt.

1856.



# Glaube und Wissenschaft.

Akademische Rede

zum Geburtstage S. M. des Königs

gehalten

von

**Dr. Erdmann,**

Professor in Halle.

---

Halle,

Druck und Verlag von H. W. Schmidt.

1856.



**Bayerische  
Staatsbibliothek  
München**

## Hochzuverehrende Versammlung!

In einer aus den verschiedensten Gefühlen gemischten Stimmung stehe ich heute vor Ihnen. Betraut mit der ehrenvollen Vollmacht, der Freude Worte zu verleihen, mit der unsere Körperschaft zum siebzehnten Male diesen Tag als das Wiegenfest ihres Königs und Herrn feiert, habe ich zugleich, daß ausnahmsweise mir dieses Recht ertheilt wurde, durch den Hinweis auf einen schmerzlichen Verlust zu entschuldigen, in Folge dessen der Lehrstuhl bei uns erledigt ist, dem jenes Recht gesetzmäßig zusteht. Ist nun aber dem, welcher dieses Verlustes erwähnt, nicht nur ein tüchtiger Amtsgenosse, sondern ein

nahe stehender Freund hingegangen, so richtet sich unwillkürlich sein Auge auf die nächstliegende Vergangenheit, wobei es freilich klar wird, wie viel leichter es war bei dieser freudigen Gelegenheit für den Kränkenden, als es ist anstatt des Gestorbenen zu reden, wie viel genußreicher, zu vertreten, als den Versuch eines Erlasses zu machen. Indeß, nicht länger darf der Blick auf jenem Ereigniß ruhen, nicht länger der Mißklang dauern, den die traurige Erinnerung mit dem Genuß der freudigen Gegenwart, und den das Lautwerden persönlichen Empfindens mit der Aufgabe bildet, nicht als Einzelner sondern als Glied des Ganzen zu sprechen. Beides hört auf durch die Erhebung in die Region, in der vor dem klaren Denken die trübsten Gefühle und vor dem allgemeinen Inhalt alle bloß persönlichen Interessen zurücktreten, in die Sphäre, welche die Univer-

sität als die ausschließlich ihrige ansieht, durch die Erhebung zur wissenschaftlichen Betrachtung. — Wie aber, hat nicht durch diese Behauptung der titl Namen der wissenschaftlichen Körperschaft sprechen sollte, die Wissenschaft und mit ihr Alles, was für die Wissenschaft ist, unter anscheinendem Lobe vielmehr verklagt und bitter getabelt? Und ist nicht durch eine Anklage gegen die Wissenschaft, gerade hier und jetzt, ein neuer Mißklang hervor gebracht, schneidender als jener, den eine Klage um einen hingeschiedenen Freund an des Königs Ehrentage hervorbrachte? Wirklich gleiche einer Anklage gegen die Wissenschaft, was eben von ihr gesagt ward, wenn der Sinn dieser Worte seyn sollte, daß die Wissenschaft jene Uner schütterlichkeit und apathische Ruhe gibt, welche mancher Weise des Alterthums anstrebte, jene Gleichgültigkeit, die ungebeugt auf den Trüm mern der Welt steht, weil sie Nichts bewundert

und Nichts liebt. Hätten also meine Worte dieses sagen wollen, so wäre wirklich gegen die Wissenschaft ein Anathem ausgesprochen von der Stelle herab, an der man erwartet, daß nur ihr Lob gesungen werde. — Und wenn mir nun dies wirklich geschehen wäre, Bewunderung dürfte es eigentlich kaum hervorrufen. Die Zahl derer, welche heut zu Tage diese Weise anstimmen, ist so groß, der Klang ihrer Stimmen so laut, daß man gegen den nachsichtig seyn muß, der sich von der Wucht des ihn umgebenden Chores mitreißen läßt. Wenn es nun bei mir nicht so ist, so ist dies nicht mein Verdienst, es ist Gabe, oder vielleicht Schuld, der Natur. Wem sie das feine Ohr versagte, das jede Einbiegung in eine andere Tonart sogleich wahrnimmt, und die biegsame Kehle, die jedes angestimmte Lied begleiten und verstärken kann, den hat sie auf der andern

Seite davor sicher gestellt, daß es ihm wider Willen geschehe ganz so zu singen wie alle Welt, und nie etwas Anderes im Ohr zu haben als das zuletzt Gehörte. Will nun ein Solcher nicht, was vielleicht das Klügste wäre, schweigen, sondern ist, wo alle Welt singt, auch ihm nach Gesang zu Muth, so wird ihm kaum etwas Anderes übrig bleiben, als ein altes Wiegenlied vor sich hinzusummen, dessen Weise in seinem Ohre so fest sitzt wie die, die es ihm zuerst sang, in seinem Herzen. Freilich darauf muß er gefaßt seyn, daß die ihm zunächst Stehenden, welche die Mode-Arie singen, von ihm sagen, er singe falsch. Sie haben in gewisser Weise Recht, etwa so wie beim Westwinde die Windfahnen Recht haben von der Magnetnadel zu sagen: sie zeige falsch. Woher der Wind weht, das zeigen jene Gewandten, stets Neumodischen wirklich viel besser, als die arme, so stereotype

Nadel, — und daß sie etwas Anderes zeigen will, fällt ihnen nicht ein. Auf die Gefahr hin, daß es mir gebe wie jener Armen, sey es erlaubt ein altes Lied ins Gedächtniß zurückzurufen, das mir von lieber Stimme an der Wiege meines wissenschaftlichen Lebens gesungen ward; es singt davon, daß die Wissenschaft die heiligsten Interessen der Menschen nicht fährde. — Alle Anklagen, welche das Gegentheil behaupten, lassen sich als auf ihre gemeinschaftliche Formel auf den Vorwurf zurückführen, der eben, weil er der gemeinschaftliche Ausdruck für alle der Wissenschaft gemachten Vorwürfe ist, am meisten berühmt geworden ist, auf den Vorwurf nämlich, daß die Wissenschaft den Glauben zerstöre. Denn, welche Bewandniß es auch haben möge mit dem Zusammenhange des Wortes Glauben mit dem Worte Geloben, so viel ist gewiß, daß der Sache nach das Halten der gelobten Treue und der

Verlaß auf das Gelobte, mit dem Glauben zusammenfällt, und daß eben deswegen, um von den äußerlichsten Verhältnissen unter Menschen zu beginnen und zu den innigsten überzugehn und bei den heiligsten zu schließen, durch Vertrauen und Glauben allein es Gläubiger und Schuldner gibt, durch den Glauben an den Gatten das Ehegelöbniß einen Sinn, durch den Glauben an sein Volk der Bürgerfinn eine Stätte hat, daß durch den Glauben an den Versöhner die Menschen zu Gläubigen im eminenten Sinne des Wortes werden. Darum aber heißt: den Glauben zerstören, jedes Band zerreißen, welches Menschen an Menschen knüpft, und wieder: es gibt keinen Krieg gegen das, was das Heiligste und Größeste ist unter den Menschen, der nicht im Grunde darauf hinausginge, die fides und pietas, das heißt den Glauben, zu untergraben. Darum aber ist es auch eine Anklage auf Leben



und Tod gegen uns, die in jenem Vorwurf enthalten ist, daß die Wissenschaft den Glauben vernichte oder auch nur fährde. — Gegen uns, sage ich, denn wähne doch Niemand, daß es im Grunde doch nur eine unter den Wissenschaften sey, der solcher Vorwurf gemacht wird; wenn irgendwo so hat sich's hier gezeigt, daß der Brand des Nachbarhauses eines Jeden eigne Angelegenheit ist. Zwar vorzugsweise ist es, und der Zeit nach zuerst, das Fundament aller Wissenschaften gewesen, welches des Unglaubens gezogen wurde, und bekanntlich hat man bei uns (nicht sehr originell) siebenzig Jahre später als bei den Franzosen die Entdeckung gemacht, ein Philosoph und ein Ungläubiger seyen gleichbedeutende Ausdrücke. Aber die anderen Wissenschaften und die, welche sie treiben, sind gleichfalls an die Reihe gekommen. Der schon vor Jahrhunderten den Physikern und Aerzten gemachte Vorwurf der Ungläubigkeit fin-

det heut zu Tage sein Echo in der Art, wie im Namen des Glaubens gegen die Naturwissenschaften geeifert wird. Daß das böse Sprichwort noch immer besteht, welches den Rechtsgelehrten dem gläubigen Christen entgegensetzt, scheint zu beweisen, daß auch die glänzendsten Ausnahmen unserer Tage vom Volksbewußtseyn nur als solche betrachtet werden, welche die Regel bestätigen. Sprach- und Alterthumskunde, so wird uns gesagt, bilde uns von Jugend auf zu Heiden, und Herders sündhaftes Wort, daß der Hauptvorthail der Bibelverbreitung im Mittelalter darin bestanden habe, daß dadurch die griechische Sprache bekannt blieb, wird heute durch die (vielleicht eben so sündhafte) Behauptung abgebüßt, daß man Griechisch nur lernen müsse, um die Bibel in der Ursprache zu lesen. Kurz, es scheint als wollte man nur die Theologie unangetastet lassen. Aber selbst diese wird

von denen, welche das lauteste Wort führen, nur in so weit geduldet, als sie nicht Wissenschaft ist, als sie sich dazu hergibt anderer, als wissenschaftlichen Zwecken zu dienen. Es ist darum die Angelegenheit aller Wissenschaft, und darum unser Aller Angelegenheit, wenn wir zu einer Zeit, wo so Vielen Wissenschaften und Glaubensstärke gleichbedeutende Worte zu seyn scheinen, das Verhältniß zwischen Wissenschaft und Glauben näher ins Auge fassen.

Da zeigt sich nun ganz zuerst der genaue Zusammenhang so, daß weder der erste noch die folgenden Schritte auf der Bahn zur Wissenschaft möglich sind ohne Glauben. Nur wer sucht und forscht, kommt zur Wissenschaft; was aber heißt Suchen anders als glauben, daß Etwas erst noch zu finden ist? Ehe dieser Glaube, diese wirkliche Gewißheit von Etwas,

das man nicht sieht, in dem Menschen entstanden ist, begnügt er sich mit dem Augenschein, mit dem, wovon man nur Kunde hat, nicht aber ein Wissen, weil dieses letztere den Gegenständen auf den Grund geht. Weiter aber, wenn in dem Glauben, es gebe einen solchen, zunächst verborgenen, Grund der Dinge, oder, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt, es sey etwas dahinter, zu dem man gelangt, indem man es herausbringt oder indem man selbst dahinter kommt, wenn man, sage ich, in diesem Glauben, zu suchen angefangen hat, was ist es, was uns vor Ermattung schützt, uns nicht sogleich ablassen und sagen läßt, das ist einmal nicht herauszubringen? was anders als der Glaube, dieser innere Grund könne nicht immer verborgen bleiben, die feste Zuversicht, er müsse an's Licht kommen. Und endlich, wenn nach längerem Suchen sich in dem Dunkel das

Licht zeigt, was bringt dazu, mißtrauisch zu prüfen ob man sich nicht getäuscht habe, ehe man der Welt seine Entdeckung mittheilt? Was anders, als daß man sich wie ein Mensch ohne Treu und G l a u b e n vorläme, wenn man von dem Gelöbniß abließe, das man sich gab, nicht zu ruhen, bis Alles zweifelsfrei fest steht. — Ist es aber so, zeigt sich, daß Anfang, Mitte und Ende des zur Wissenschaft führenden Forschens ein G l a u b e n ist, so müssen uns als höchst thöricht die erscheinen, welche, um sich als Heroen in der Wissenschaft darzustellen, sich dessen rühmen, sie hätten nie, oder auch nur in den Tagen jugendlicher Beschränktheit, dem Glauben in sich Gewalt eingeräumt. Ist dem wirklich so, desto schlimmer für ihr Wissen, dem es sicherlich sich wird anfühlen lassen, daß sie nicht mit allem Ernste sich dem Gegenstande gelobt, nicht dem Gelöbniß Treu und Glauben gehalten

haben, kurz, daß sie ohne fides forschten. So seltsam es auch solchen, die alles Glaubens spotten, erscheinen mag, wenn als Muster ihnen Männer vorgeführt werden, von denen sie nur als von Helden des Glaubens gehört haben, so könnten sie doch, gerade was das Wissen und die Wissenschaft betrifft, von einem Augustin und Anselm gar viel lernen. In dem berühmten Ausspruche des Ersteren, den der Andere sich angeeignet hat: „Ich glaube um zu wissen,“ werde ich eine Unterordnung des Wissens unter das Glauben erst dann anerkennen, wenn man daraus, daß Einer sagt: Ich baue, um ein Haus zu haben, wird folgern müssen, daß ihm das Bauen die Hauptsache, das Haus bloße Nebensache ist, und bis dahin wird wohl noch einige Zeit verstreichen. Heute aber schon werde ich, und muß Jeder, in jenem Satze die Behauptung finden, daß nur durch den Glauben man zur

Wissenschaft gelangt. Die Richtigkeit dieser Behauptung haben jene beiden Kirchensürften, die man mindestens mit demselben Rechte Heroen der Wissenschaft nennen kann wie Helden des Glaubens, durch die That bewiesen. Denn hätte Augustin nicht geglaubt, daß die Zweifel, welche die Vernunft aufzuwerfen vermag, auch gelöst werden können, so hätte er nicht seine tief sinnigen wissenschaftlichen Erörterungen versucht, sondern sich vielleicht mit der heute so beliebten bequemen Auskunft des Nichtwissens befriedigt, daß die Lehre der Kirche unlösbare Widersprüche enthalte, daß dies aber Nichts thue, da sie ja kein logisches System seyn wolle. Und hätte Anselm nicht geglaubt an die Kraft der Wissenschaft und an die Erkennbarkeit des Wesens der Seele, er wäre nicht der erste Dialektiker seiner Zeit geworden, und hätte nicht im neunundsiebzigsten Jahre um noch einige Jahre

gebeten, um die Lehre von der menschlichen Seele ganz ins Reine zu bringen. Sie haben beide nur deswegen so viel gewußt, d. h. gefunden, weil sie so viel gesucht d. h. geglaubt haben. — Wie wir auf jene beiden Männer alle die verweisen, welche ihre Glaubensschau als Beweis ihrer Wissensstärke zur Schau tragen, gerade so werden wir den vermeintlich Glaubensstarken, die aber in Wirklichkeit nur wissensschau sind, jenes Augustinisch-Anselmische: „Durch Glauben kommt man zum Wissen“ entgegen halten. Ist der Glaube wie die Arbeit des Bauens, so werden wir mit demselben Rechte, mit dem wir von dem vollendeten Hause sagen: welche Arbeit steckt in diesem Bau! — wo das Wissen erreicht ist, und je mehr Wissen erreicht wurde, um so mehr sprechen: welchen Glauben muß doch dieser gehabt haben, da es ihm gelungen ist, im Wissen und in der Wissenschaft so viel



zu leisten! Dies ist so wenig eine paradoxe Art zu folgern, daß vielmehr der unbefangene gesunde Sinn seit Menschengedenken so zurückgeschlossen hat. Denn woher käme es, daß im gewöhnlichen Sprachgebrauche dem, der viel erforscht und eine gründliche Wissenschaft sich erworben hat, das Beiwort eines redlichen gewissenhaften Forschers, dem Ungründlichen dagegen der Name des Leichtsinrigen, Unsoliden beigelegt würde, wenn nicht der, der den Sprachgebrauch schuf, der gesunde Sinn, es fühlte, daß sich in der Wissenschaft um Redlichkeit und Gewissen, das heißt um Treu und Glauben handelte? Ja daß alle Welt nur dem Wissen den Glauben schenkt, dem aber, der sich als unwissend erweist, den Glauben entzieht, ist eigentlich ein Beweis, daß alle Welt nur Jenen als Einen ansieht, der Glauben hat, denn hier wie überall gilt der Spruch, daß gegeben nur

dem wird, der da hat, genommen nur von dem, der nicht hat.

Es ist vorauszusehn, daß in dem, was bisher gesagt ward, Mancher mehr ein Spiel mit Worten sehen wird, als eine gründliche beweisende Erörterung. Der Glaube nämlich, von dem bisher gesprochen wurde, sey im Grunde nur Glaube an sich selbst, sey stolzes Verlassen auf den eignen Scharfsinn. Daß dieses zur Wissenschaft gehöre und durch das Wissen genährt werde, das möge wohl seyn. Wenn man aber von der Gefahr spreche, die dem Glauben von der Wissenschaft drohe, so meine man gerade das Gegentheil von jenem stolzen Selbstvertrauen, man meine ein demüthiges Sichhingeben an eine höhere Macht. — Hätten die, welche so sprechen, je mit der Gewißheit zu finden, nach Wahrheit gesucht, je mit der Sicherheit des Gelingens wissenschaftliche Versuche gemacht, so hätten

sie auch erfahren, daß diese Gewißheit und Sicherheit durchaus nicht ein Vertrauen auf die eigne Kraft ist. Was die Sprache der Griechen in beneidenswerther Sinnigkeit angedeutet hat, daß die Wahrheit das sich nicht Verbergende ist, dies fühlen während des Forschens nach ihr, wir Alle, und gerade wie der Betende der Erhörung gewiß ist, nicht weil er sich als so stark, sondern weil er den, zu dem er betet, als so barmherzig weiß, so ist, was uns mit siegesgewisser Freudigkeit forschen läßt, der Glaube nicht an unsere Scharfsichtigkeit, sondern an die sich offenbarende Lichtnatur der Wahrheit, vermöge der sie auch uns sich nicht verbergen wird. Nicht ein Verlassen auf uns selbst, sondern ein Verlassen auf die siegreiche Kraft der Wahrheit ist jener suchende Glaube, von dem wir sagten, daß ohne ihn kein Wissen möglich sey. Eben darum aber ist auch die Freude, die uns er-

füllt, wenn dem Suchen das Finden folgte, nicht eine eitle Lust an der eignen Geschicklichkeit, und wer je das Glück erfuhr, daß ein bis dahin verborgener Punkt der Wahrheit sich ihm erschloß, der wird es verstehen, warum der große Meßkünstler, als er jenen Beweis zu Stande gebracht hatte, nicht ausrief: Dies habe ich gemacht, sondern: Ich hab's gefunden! und daß er nicht hinausging, um anbetende Verehrung für sich zu fordern, sondern daß er einer höheren Macht die Hekatombe schlachtete. Nenne man es Glück, nenne man es Fund, nenne man es Gnade, kurz man fühlt: es ist uns gekommen, gegeben als ein unverdientes Geschenk, und alle jene, zum Theil vielleicht erfundenen, Erzählungen von klingenden Ambosen, sonnenbeschiedenen Zinngesäßen, schwingenden Kirchenleuchtern, fallenden Aepfeln, nach welchen ein Zufall die größten wissenschaftlichen Ent-

bedungen vermittelte, sie haben darum etwas Einschmeichelndes, weil wirklich eine jede Offenbarung der Wahrheit, die uns zu Theil wird, ein Geschenk ist, das uns zufiel, eine Erleuchtung und Eingebung, die wir nicht verdienen, sondern die uns wurde. Eben darum durfte auch vorhin das Forschen und Suchen mit dem Beten verglichen werden, eine Zusammenstellung, in der uns ein Bibelspruch vorausgegangen ist, in dem zum Bitten und Anklopfen das Suchen als das Dritte gestellt wird. Uebereinstimmend mit dem wegen seiner Frömmigkeit gepriesenen Jakob Böhme werden wir daher nur in dem Nichtforschen Hochmuth sehen und die Behauptung aussprechen, daß nichts demüthiger macht als das Erforschthaben der Wahrheit, das heißt: das Wissen. — Man pflegt, um diese Behauptung zu widerlegen, sich auf die Erfahrung zu berufen, daß gerade sehr gründliches Forschen

und sehr ausgedehntes Wissen so oft zu vermessenem, ja wahnsinnigem Hochmuth bringe. Jener Sternkundige des vorigen Jahrhunderts, welcher, weil er den ganzen Himmel durchforscht hatte, Gott leugnete, mancher Anatom unserer Tage, den seine feinen Zerlegungen des Leichnams dahin gebracht haben das Daseyn einer Seele zu leugnen, viele Naturkundige, welche durch ihre mikroskopischen oder chemischen Untersuchungen dahin gebracht seyn, allem Ueber sinnlichen die Existenz abzuspochen, — sie sollen ein Beweis seyn, daß das Wissen zum vermessenem, absprechenden Hochmuth bringe. Beweisen sie dies wirklich? Zeugt ihr Hochmuth wirklich gegen das Wissen und gegen die Wissenschaft? Wenn dem Einen sein Fernglas immer nur Sterne zeigte und nie einen Gott, wenn das Scalpel des Anderen immer nur Nerven und Muskeln bloß legte und nie eine

Seele, wenn Mikroskop und chemische Reagentien dem Dritten nur sichtbare Stoffe und nie etwas Uebersinnliches vor's Auge brachte — Facta, die nicht gerade unglanblich sind, — und sie nun daraus, daß sie Etwas nicht sahen, nicht bloß legten, nicht fanden, d. h. daß sie keine Wissenschaft davon haben, folgern, es existire nicht, so scheint es billiger, diese argumenta ab ignorantia der Ignoranz zuzurechnen als dem Wissen. Thun wir aber dies, so urtheilen wir abermals nur dem gesunden Sinne und der Erfahrung gemäß, welche uns lehren, daß die am wenigsten von Etwas wissen, am Redsten darüber zu urtheilen pflegen.

Darin also können wir den Unterschied zwischen dem Glauben, den die Gegner dem Wissen entgegenstellen und dem, von dem wir sagen, er sey der erste Schritt, oder das Eingangsthor, zum Wissen, nicht setzen, daß nur

jener ein demüthiges Sichhingeben sey; das ist der Glaube, von welchem wir sprechen, ebenso. Aber ein Anderes scheint zwischen beide eine Kluft zu legen: der Glaube des Forschers an die Wahrheit, sagen sie, sey nur ein Glaube des Kopfes, ihrer dagegen sey Sache des Herzens, sey Sache des ganzen Lebens. Obgleich es für uns etwas Seltsames hat, wenn Kopf und Herz sich so entgegengesetzt werden, und dann nur das Herz als der Sitz des Lebens angesehen wird, als wenn nur der sein Leben verlöre, dem das tödtende Blei das Herz zerreißt, und der nicht, dem das Fallbeil den Kopf vom Rumpfe trennt, — so wollen wir es uns hier doch gefallen lassen. Wir fragen dann aber, ob es etwa bloß ein Mißbrauch der Sprache ist, wenn von Einem gesagt wird: er lebe in der Wissenschaft, oder sie liege ihm am Herzen? Wenige werden den Muth



haben zu behaupten, daß bei der Beredlung der Sitten, welche der große römische Redner dem wissenschaftlichen Studium zuschreibt, das Herz unverändert und roh bleibe. Oder wenn man den, kürzlich als Greis verstorbenen, französischen Gelehrten, den nur sein angestrenktes Studium dahin gebracht hatte, blind und gelähmt mehr als zwanzig Jahre auf einem Schmerzenslager zuzubringen, sagen hört: er würde, hätte er sein Leben wieder zu beginnen, dieselbe Laufbahn ergreifen, denn sie biete Etwas, was mehr sey als Rang und Reichthum und Gesundheit, — wer will da leugnen, daß das Herz da mitspreche? — Will man aber statt bloßer Versicherungen, Thatfachen? hier sind sie: Gleich dem Kleantes des Alterthums, der Eklavenarbeiten auf sich nahm, weil sie ihm die Mittel zum Studium gewährten, wird jener französische Gelehrte gemeiner Soldat, um nach

Indien zu gelangen, unterwirft sich dem noch mühseligern Knechtsdienste unter einem tyrannischen Braminen, durchwandert unter unsäglichen Mühseligkeiten das fremde Land, nur vom Wissensdurst getrieben. Wie Demokritus all sein ererbtes Gut zu wissenschaftlichen Reisen verwendet, und seinen Lohn darin findet, seinen Landsleuten als Greis seinen Diakosmos vorzulesen, so opfert unser großer Landsmann Vermögen und Gesundheit, um einst einem größeren Zuhörerkreise, den Gebildeten aller Zonen, seinen Kosmos vorlegen zu können. Haben diese Männer nicht der Wissenschaft gelebt, haben sie nicht mit ihrem Herzen sich ihrem Dienste gewidmet? — Wollte aber Jemand, um ihre Verdienste zu schmälern, die Vermuthung aussprechen Ehrliche und Ruhmsucht sey da mit im Spiele gewesen, wie werden sie denn das nennen, wenn Einer, dem es schon in den Jahren der Jugend ge-

lang, durch Aufstellen einer Theorie seinen Namen unsterblich zu machen, später öffentlich bekennt, ein Jüngerer habe ihn überzeugt, daß seine Ansicht nicht zu halten sey? Ich denke, in einer solchen Erklärung hat der Mann nicht seine Ehre gesucht, sondern der Wahrheit die Ehre gegeben, und das ist eine That, die nicht nur seinem Kopfe, die seinem Herzen angerechnet werden muß. — Vielleicht wird mancher Gegner der Wissenschaft in den eben angeführten Thatsachen eine Prahlerei sehen, und zwar die Prahlerei des Bettelstolzes, weil, was da erzählt wurde, nichts Erhebliches sey, sondern was sich bei einem ernstern und ehrlichen Mann von selbst verstehe. Nun dann wird es uns ja wohl erlaubt seyn, von ihm und seinen Genossen, ich will nicht sagen Größeres, nein, nur eben solche Kleinigkeiten zu erwarten wie diese. Ist nun etwa unter denen, welche meinen durch ihre

Diatriben gegen die Wissenschaft *summos honores* unter den Glaubensstarken überreichlich verdient zu haben, ist unter diesen wirklich die Zahl derer so groß, die dem, was sie predigen, ich sage nicht ihr Einkommen, nein, nur die Hoffnung eines vergrößerten Einkommens opfern? Wo sind sie denn, die Schaaren derer unter den Wissensfeinden, welche bereit sind, Wohlleben und gesicherte bürgerliche Stellung zu opfern — ich meine natürlich, ohne daß ihnen vorher durch Gesinnungsgenossen ein Ersatz verbürgt war — und sich dem Ocean einer ungewissen Zukunft anzuvertrauen? Kommt es denn endlich so gar oft vor, daß Einer, um den sich eine Schaar bewundernder Anhänger gesammelt hat, welche das Vertrauen auf seine Lauterkeit, Festigkeit, Aufrichtigkeit ebenso fesselt wie dort die Theorie des genialen Naturforschers, daß dieser denen, die sich zu ihm ge-

stellten, offen erklärt, es sey eine Täuschung gewesen, um dessentwillen sie ihn so hoch gestellt hatten? — Wir werden nach dem, was wir eben über die *argumenta ab ignorantia* gesagt haben, uns hüten, daraus, daß wir von vergleichen erhebenden Erscheinungen unter den Wissensfeinden keine Wissenschaft haben, Folgerungen zu ziehen. Dagegen dürfen wir aus dem, was wir kennen und wissen, die Folgerung ziehen, daß der Glaube, ohne welchen es überhaupt kein Wissen gibt, eine Hingabe nicht nur einer Seite des Menschen, sondern seines ganzen Wesens mit Kopf und Herz ist, so daß er darin besteht, daß der Mensch überhaupt nicht mehr sich sondern einem Andern lebt.

Vielleicht haben wir, indem wir den Gegner aus einer Angriffsstellung nach der andern zu vertreiben versucht haben, dadurch, namentlich aber durch unsern letzten Ausdruck, ihn in

die gebracht, in welcher er den Kampf am siegreichsten zu führen vermag. Das ist es eben, wird er sagen können, warum die Wissenschaft dem wahren Glauben so gefährlich wird, daß sie ganz wie dieser eine völlige Hingabe des ganzen Menschen ist, aber eine Hingabe nicht an die rechte Macht. Sie ist wirklich eine fides im wahren Sinne des Wortes, aber eine mala fides, sie ist nicht Unglaube in dem Sinne, daß sie allen Glauben ausschlösse, sondern ganz mit Recht hat es Beifall gefunden, daß die Wissenschaft vielmehr zum Aberglauben, das heißt zum falschen Glauben, führe. Sie bringt nämlich zu einer abgöttischen Verehrung des Logischen, während der wahre Glaube das Christliche verehrt, sie ist ein wirklicher Götzendienst, indem sie an die Stelle der Liebe zum Herrn, worin der wahre Glaube besteht, die Wahrheitsliebe setzt, also wirklich einen anderen

HErrn neben den wahren stellt. Dagegen läßt sich doch Manches bemerken. Dem Vorwurf der Vergötterung des Logischen, von dem wir die Wissenschaft um so weniger befreien wollen, als viele Wissenschaften schon in ihrem Namen (Physiologie, Psychologie, Theologie) dieselbe zur Schau tragen, könnten wir entgegensetzen, daß ja die Gegner selbst von dem HErrn sagen, er sey der Logos und dieser sey göttlicher Natur. Wollten sie diesen Einwand dadurch entkräften, daß sie auf die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Logos hinwiesen, so wenden wir uns zu ihrem zweiten Vorwurf, daß die Wissenschaft nichts Höheres gelten lasse als die Wahrheit und die Liebe zu ihr. Wie aber, wenn der HErr selbst sich die Wahrheit nennt, ist da nicht Liebe zur Wahrheit eben Liebe zu Ihm? Hier ebenso wie bei dem Worte Logos sagen: Wahrheit und Wahrheit ist zweier-

lei, ist etwas bedenklich, denn das gibt Verwickelungen nicht nur mit dem geduldigen Wörterbuche, sondern mit der Kirche, die bereits im Mittelalter gegen die Theorie von zweierlei Wahrheit ihre entschiedene Verwahrung eingelegt hat. Wollte endlich Jemand sich hinter sein protestantisches Gewissen verstecken und diese Entscheidung der mittelalterlichen Kirche nicht gelten lassen, so verweisen wir diesen auf das für den Protestanten entscheidende Bibelwort, nach welchem der von Christo gesandte Geist in alle Wahrheit leiten soll, woraus gefolgert werden muß, daß es keine Wahrheit gibt, in welche dieser Geist nicht leitete. Uebrigens bescheide ich mich gern, daß dieser Rückschluß nur nach den Regeln der Wissenschaft nothwendig ist, die ich vorzugsweise die meine nenne, der Logik, und will den Privilegien und Immunitäten der modernen Exegese durchaus nicht



zu nahe treten. Noch viel weniger freilich sie darum beneiden, und darum werde, ohne die beliebte Weise die Hauptsachen wegzu erklären, das Wort des Herrn festgehalten: „Ohne mich könnt Ihr Nichts thun,“ woraus, wenn man nicht sagen will, Nichts heiße hier Etwas oder Viel, sich ergibt, daß ohne Seinen Geist auch die wissenschaftlichen Thaten nicht vollbracht werden. — Diesen Ausspruch halten wir fest, nicht nur weil der heilige Buchstabe, sondern weil Vernunft und folgerichtiges Schließen darauf führt: Bis zum Ueberdruß hört man davon sprechen, daß Niemand sich der Macht des jedesmaligen Zeitgeistes zu entziehen vermöge, und es gehört in der That kein sehr scharfes Auge dazu, um zu sehen, daß es durchaus gar Nichts gibt, was im neunzehnten Jahrhundert gerade so wäre, wie im siebzehnten und achtzehnten. Dieses nun, was sie dem Geiste jedes Jahr-

hundreds, ja jedes Jahrzehends, zugestehn, dieses dem Geiste abzusprechen, der in den neunzehn Jahrhunderten, seitdem er ausgegossen ward über die Welt, die Natur eines Ferments, welche der ihm zuschrieb, der ihn zuerst verkündigte, bethätigt hat, — dies wäre wie gegen alle Erfahrung so gegen alle Vernunft. Vielmehr, wie in dem leiblichen Leben, wo der giftige Krankheitsstoff übertragen ward, kein Atom des Körpers frei bleibt von der ansteckenden Pestnatur, so hat im geistigen Gebiete, das Ferment des christlichen Geistes, per infectionem vitae, wie ein tief sinniger Mann dies genannt hat, Nichts unergriffen gelassen, Alles ergriffen, Alles neu gemacht. Daraus folgt gar nicht, wie Manche, um uns durch die absurde Folgerung zu widerlegen, vielleicht einwenden könnte, daß nach einer solchen Ansicht es in der christlichen Zeit nur wahre Christen

und Gläubige geben könne. Denn dies hängt davon ab, wie sich Jeder zu dem Zuge des christlichen Geistes innerlich stellt. Was die Alten von dem Schicksale sagten, daß, je nachdem der Mensch will oder nicht will, die Macht desselben als Führung oder Zwang, als ductio oder tractus, empfunden werde, ist buchstäblich richtig von der Macht des christlichen Geistes. Unwiderstehlich jedem Kinde der christlichen Zeit, wird sie von dem, der sich ihr zu entreißen versucht, als eiserne Fessel schmerzlich empfunden, dem wieder, der sich völlig ihr hingab, erscheint sie als eine süße Last — (biblisch gesprochen: jenem wird Christus zum Fall, diesem zur Auferstehung) — gerade wie in der Ehe, mit welcher die Schrift das Walten des christlichen Geistes in dem Menschen vergleicht, dem Manne ohne Glauben das, Gesetz und Fessel ist, was dem, der seinem Gelöbniß treu blieb,

als Rosenkette erscheint. — Welche von diesen beiden möglichen Stellungen zu dem Gange des der Menschheit eingegossenen Geistes, der einnehmen wird, der sein Leben der Wissenschaft weihte, darüber kann nach dem bisher Gesagten kein Zweifel Statt finden. Im Leiten in alle Wahrheit bestand jener Gang und in dem Streben, d. h. selbst Verlangen, nach Wahrheit bestand die wissenschaftliche Arbeit, darum gehen beide nicht wider sondern mit einander. Das Verlangen nach Wahrheit fällt zusammen mit der Wirksamkeit des christlichen Geistes, es hat ein Recht sich ein christliches zu nennen, denn wie in seinem Empfinden und Handeln der Christ ein ganz Anderer ist als der Nicht-Christ, so auch in seinem Wissen. Dies gilt von allem Wissen, auch das macht keine Ausnahme davon, von dem man in unseren Tagen zu sagen pflegt, es sey ganz unberührt vom christlichen Geiste,

das Wissen von den Gesetzen der sichtbaren Welt. Für uns ist es mehr als ein Zufall, daß das Heidenthum bei einem unbekanntem Gotte anlangte und daß es ihm als ein Fremdel erschien, den Schleier, der das Naturleben deckt, gewaltsam zu heben, während nach der christlichen Anschauung Gott gewußt wird als sich offenbarend und erst in der christlichen Zeit der Mensch es gewagt, der Natur ihre Geheimnisse, nicht nur wo sie dieselben zeigen wollte, abzulauschen, sondern im wissenschaftlichen Versuche gewaltsam zu entreißen. Beides geht mit einander. Wird, wie die Schrift sagt, in der Wahrnehmung und Erkenntniß der sinnlichen Welt Gottes unsichtbares Wesen offenbar, so kann das Erforschen derselben die Gottheit nur ehren, denn wie der schon einmal erwähnte Kirchenfürst gesagt hat: Gottes Ehre ist, daß er erkannt, daß sein Wesen offenbar wird.

Daß im Dienste der Wissenschaft die Ehre Gottes gefördert wird und also dieser Dienst ein wahrer Gottesdienst ist, dies erscheint trotz der Autorität eines Anselm, und trotz dem, daß unser Gewissen, diese Stimme Gottes in uns, uns nie Vorwürfe macht, wenn wir diesem Dienste Alles, Vermögen, Gesundheit, Leben opfern, es erscheint furchtsamen Gemüthern als eine vermessene, ja frevelhafte Behauptung. Gerade wie sie erschrecken, wenn sie hören, daß das Licht mancher Sterne Jahrtausende bedurfte, um unser Auge zu treffen, weil dadurch die Welt so ungeheuer groß wird, und sie fürchten sie werde zu groß, um das Werk eines Gottes zu seyn — den, wohlbemerkt! sie doch allmächtig nennen — gerade so wird ihnen unheimlich, wenn sie die Behauptung hören, die Wirksamkeit Christi zeige sich nicht nur in der Umgestaltung des religiösen Lebens, sondern Sein

Geist habe gar nichts, nicht einmal die Größen- und Naturlehre unverändert gelassen. Es ist als meinten sie, daß so Großes selbst der Sohn Gottes nicht leisten könne, und als werde er beleidigt, wenn man von Ihm erwarte, was über Seine Kräfte geht. Wir nun theilen solche Bedenklichkeit nicht, glauben auch, daß die Gefahr, zu groß von der Macht des Christenthums zu denken, heut zu Tage nicht die am meisten zu fürchtende ist. Wohl aber gibt uns, daß wir wissen, welcher Geist der ist, der „alle Dinge erforschet, selbst die Tiefen der Gottheit,“ nicht nur beim Forschen nach den Tiefen der Gottheit, sondern beim Erforschen aller Dinge jene Gewißheit, daß das Ziel erreicht werden wird, die der hat, der da weiß, daß er nicht lebt und forscht, sondern ein anderer, höherer Geist in ihm, jene triumphirende Freudigkeit, die ich im Sinne hatte, wenn ich davon sprach, daß die Wissenschaft über alle

trüben Gefühle und alle bloß persönlichen Interessen erhebe, jenes Siegergefühl, das uns von der Seligkeit des Erkennens und Wissens sprechen läßt. Wer aber hier Anathema rufen wollte, weil wir hier dem Erkennen und Wissen zuschreiben, was nur richtig ist vom Glauben, der ja nicht erkennt und nicht weiß, — dem antworten wir, so steht es mit dem wahren Glauben nicht; nicht mit dem Glauben des Petrus, denn der hat erkannt, daß Christus ist der Sohn des lebendigen Gottes, nicht mit dem des Johannes, denn der lehrt, daß das ewige Leben sey Gott zu erkennen, nicht mit dem des Paulus, denn der weiß, an wen er glaubt, und weiß, daß nichts ihn scheiden kann von der Gnade Gottes. Anders freilich ist es mit denen, die jeder wissenschaftlichen Untersuchung das Ohr, vor jedem Buche eines ihnen nicht als fromm empfohlenen Verfassers das Auge



schließen, weil sie ja nicht wissen, ob der sie nicht von der Gnade Gottes scheiden wird. Ob aber dieser furchtsame Glaube, der nicht weiß, was Paulus so sicher wußte, ob dieses schwächliche Gläubchen nicht vielmehr Unglaube ist, Unglaube an sich, an der Wahrheit — — —

— — — Aber wo gerathe ich hin? Vertheidigen nur wollte ich und werde zum Ankläger, zu preisen was mir das Höchste von Allem, war meine Absicht und ich gerathe auf nichts weniger als Preisenswerthes und in keiner Weise Hohes! Mich wieder zurecht zu finden, dazu bedarf es nur eines Blickes um mich, und einer Besinnung darauf, als was und wozu ich hier stehe. Umgeben von Solchen, die, weil sie dem der Wissenschaft gegebenen Gelöbniß treu blieben, die Seligkeit des Wissens geschmeckt haben, vor mir Solche, die mit dem freudigen. Glauben an die neidlos sich mittheilende Wahrheit den Lauf beginnen, dessen Ziel solche Seligkeit ist,

stehe ich hier im Namen einer der Anstalten, welche der Stolz unseres Vaterlandes sind, die bestimmt sind nur allein der Wissenschaft zu dienen, und denen, nur wenn sie selbst diesen Beruf vergaßen, andere Zumuthungen gemacht wurden. Ich stehe hier, im Namen dieser Pflanzstätte der Wissenschaft, Wünsche auszusprechen für das Wohl eines Königs, dessen offen und frei bekannter Glaube ein starker und siegreicher Glaube ist, welcher weiß, daß der Geist des Herrn nicht nur im Tempel und in den Augenblicken der Andacht mächtig ist, sondern Alles, auch Kunst und Wissenschaft, erneuert hat, und der in diesem kühnen Glauben oft ängstlich Gesinnte den Kopf schütteln machte, wo er durch die That bewies, daß ihm bei dem Kunstwerk der Kunstwerth und die Schönheit, und bei dem Lehrer der Wissenschaft das Wissen die Hauptsache ist. Einen König soll ich feiern, an den wir glauben; an den selbst manche

Ungläubigen gelernt haben zu glauben, seit sie gesehen haben, daß dem gegenseitigen Jawort, das an dem großen Trauungsmorgen vor nunmehr sechzehn Jahren zwischen ihm und uns ausgetauscht ward, Er treu geblieben ist, und daß er nicht wie andere Fürsten, in bösen Tagen, den Ring, der die Stirne der Könige schmückt, diesen Trauring, der sie mit ihren Unterthanen verbindet, ehebrecherisch weggeworfen, sondern daß er seinem Gelöbniß Glauben gehalten hat. Worte soll ich geben unseren Gefühlen für einen König, der in kaum vergangener bedenklicher Zeit, wo Alles ungewiß war, trotz dem, daß lautes Rufen und leises Flüstern hierhin oder dorthin zu verlocken suchte, gezeigt hat, er wisse, welche Pflicht vor allem Andern er habe, und von dem Mancher, der damals irre war, heute weiß, was er Ihm dankt und an Ihm hat. Diesen König erhalte Gott! —



- Bei H. W. Schmidt in Halle sind erschienen:
- Erdmann, J. C., Dr., Philosophische Vorlesungen über den Staat. 1851. 1 Thlr.**
- Die Werke und das Gericht. Predigt gehalten in der Domkirche zu Halle. 1842. 3 Sgr.
- Sammlung aller Predigten, welche vom Jahre 1846 bis zum Juni 1850 gehalten wurden. 1850. 8. 10 Sgr.
- Der Mann, den wir bedürfen. Predigt, gehalten am 16. Juni 1850. 1850. 8. 3 Sgr.
- Der wahre Gemeingeist. Predigt, gehalten am 19. Januar 1851. 8. 3 Sgr.
- Sünde und Gnade. Predigt, gehalten im akademischen Gottesdienst und auf Verlangen akademischer Zuhörer in Druck gegeben. 1852. 8. 3 Sgr.
- Pharisäer und Zöllner. Predigt über das Evangelium des 11. Sonntags nach Trinitatis. 1852. 8. 3 Sgr.
- Der Glaube an den dreieinigen Gott. Predigt, gehalten am 3. Juli 1853. 8. 3 Sgr.
- Denkfettel für Prof. K. Ph. Fischer in Erlangen. (Zugleich ein Nachtrag zu seiner Abhandlung über den Naturalismus.) 1854. 8. 6 Sgr.
- Der neue Mensch, die eiserne Schlange u., Sammlung von 6 Predigten. 1856. 15 Sgr.
- Die heilige Schrift, Richtschnur unsers Glaubens. Predigt. 1856. 3 Sgr.
- Christus unsere Speise. Predigt. 1856. 3 Sgr.



